

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

2. Goethe als Denker

Goethe als Denker.*)

Als Band XV von Frommann's „Klassikern der Philosophie“ erschien jedoch eine Würdigung Goethe's als Denker. Wenige waren für diese Leistung gleich gerüstet wie der Gießener Philosoph Siebeck, dessen eigene Ueberzeugungen sich mit der Goethe'schen Weltanschauung vielfach berühren. Es ist denn auch ein Werk entstanden, das nicht nur im einzelnen umfassend orientiert, vor allem auch die Elemente der Goethe'schen Natur- und Geistesanschauung in ihrer Einheit zur Geltung bringt. Goethe's Lehren über Wesen und Tragweite der Erkenntnis, über die Natur, seine religiöse Ueberzeugung, seine Ethik und Lebensauffassung treten in Zusammenhang. Der Verfasser sieht sich natürlich genötigt, auf die verschiedenen Perioden in Goethe's geistiger Entwicklung Bedacht zu nehmen. Vielleicht hätte nach dieser Richtung in manchen Fragen noch mehr geschehen können, obgleich einzelne bestimmte Grundanschauungen dauernd hindurchwirken.

Von den fünf Kapiteln behandelt das erste die Frage von der Erkenntnis. Gleich hier an der Schwelle von Goethe's Weltanschauung ermächtigt dem Betrachter eine merkwürdige Schwierigkeit, da Goethe sich zur Philosophie prinzipiell häufig ablehnend stellte. Aber Siebeck trifft das Rechte, wenn er hervorhebt, daß unsere klassische Litteraturbewegung von dem im Grunde philosophischen Streben nach einer neuen Einsicht in die Entwicklung des geistigen und natürlichen Lebens getragen ist. Keime dieses Entwicklungsgedankens finden sich bereits in Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts“; vor allem ist Herder's gesamte Geistesarbeit von ihnen durchsetzt: er sucht in der Natur wie in der Geschichte eine gesetzmäßige Entwicklung vom Niedern zum Höhern aufzuweisen. Bei ihm hätte Siebeck eingehender verweilen sollen, zumal wo es die Grundlegung der Goethe'schen Weltanschauung galt, die von Herder wesentlich beeinflusst ist. Ihren springenden Punkt findet Siebeck treffend in der künstlerischen Erfassung der Wirklichkeit als maßgebendem Gesichtspunkt für die Erkenntnis des Entwicklungsprozesses sowohl im natürlichen wie im geistigen Bereich. Goethe's Denken ist durchweg ein anschauliches; wir könnten sagen: es beruht auf künstlerischer Intuition. Schon in diesem Ausgangspunkt findet sich eine Berührung mit Spinoza. — Mit dem Empirismus ist Goethe einverstanden, wenn jener das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung auf das sinnlich Sichtbare beschränkt. Aber er findet ihn blind gegen die Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt. Sofort legt sich seine grundsätzliche Stellung zu Kant klar: auch für diesen giebt es keine wirkliche Erkenntnis ohne das Zusammenwirken von Denken und Anschauung; aber Goethe's Begriffe: Idee und Erfahrung stehen in anderem Verhältnis als Kant's Begriffe: Ding an sich und bloße Erscheinungsform. Der Verfasser hätte betonen dürfen, daß jene in Berührung, diese in Gegensatz stehen: die Goethe'sche Idee bildet das Resultat der Erfahrung, das Kant'sche Ding an sich läßt sich durch die Erscheinung nicht bestimmen. Wie Siebeck noch hervorhebt, ist das Ding an sich für Kant dem Wesen nach, für Goethe nur dem Grade nach unerforschlich. — Eine weitere Verwandtschaft ohne Identität ergab sich in der Beziehung der ästhetischen und teleologischen Anschauungsweise, die Kant auf eine gemeinsame Wurzel, die Urteilskraft, zurückgeführt hatte. Ästhetische sowohl wie organische Gegenstände sind ja für uns nach Kant Objekte eines uns ursprünglich innewohnenden Gefallens:

*) Goethe als Denker. Von Hermann Siebeck. Fr. Frommann's Verlag in Stuttgart.

beide tragen eine „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ in sich, d. h. der Zweck des Zusammenseins und =Wirkens der Teile liegt ausschließlich in der Her- und Darstellung des Ganzen, ganz abgesehen davon, wem dieses selbst nun wieder zu dienen vermöge. Hiermit berührte sich Goethe's Auffassung des Kunstwerkes als eines dem Naturwesen entsprechenden organischen Gebildes, das das begriffliche Wesen der Sache in einem Komplex anschaulicher Formen versinnbildlicht. — Am unmittelbarsten erschließt sich die Eigenart des Denkers Goethe in der Methode seines wissenschaftlichen Verfahrens. Es ist beschlossen in dem zusammenfassenden synthetischen Blick, vermöge dessen sich das genetische Grundverhältnis und der Wesenszusammenhang eines bestimmten Gebietes der Wirklichkeit intuitiv dem Geiste aufschließt. Die Stufenfolge dieser Art Erkenntnis ist: geistiges Anschauen, synthetischer Blick und Aperçu. Das Objekt, zu dem Goethe's Erkenntnis durchdringen will, bezeichnet er als Urphänomen. „Das Urphänomen ist ideal als das letzte Erkennbare, real als erkannt, symbolisch, weil es alle Fälle begreift, identisch mit allen Fällen.“ — Auf die die Erkenntnis der Urphänomene, die zugleich die primitiven Grundformen, die typischen Gestaltungen und die natürlich-normalen Gebilde darstellen, geht Goethe nun auch in dem menschlich-sozialen Gebiete der Wirklichkeit aus. Am kongenialsten hat Viktor Hehn als eine der unmittelbarsten Wirkungen der Goethe'schen Poesie den Zauber erkannt, womit sie uns überall in idealen Umrissen die beharrende Naturgestalt unseres Geschlechts vor Augen führt, die substantziellen Lebensformen menschlicher Gemeinschaft, die Naturformen des menschlichen Lebens. Man denke an „Hermann und Dorothea“, an die Typen des Volkslebens im Osterspaziergang des ersten Teils vom „Faust“, an das Hingezogensein Werther's zum Volk und zu den Kindern, an die „Wahlverwandtschaften“ u. a. m. — Keine Frage, daß Goethe's Methode in voller Ausschließlichkeit nur für Genies wie ihn selbst ergiebig ist. Aber es hat das epochemachende Verdienst, in Poesie und Wissenschaft von der Reflexion wieder auf das Schauen zurückzuweisen. — Siebeck bestimmt in diesem Zusammenverhältnis zu Schiller, der wie Kant das Wesen der Dinge unmittelbar ausschließlich im Ethischen gesehen, während Goethe in seiner betrachtenden wie in seiner dichterischen Würdigung der Wirklichkeit im besten Sinne des Wortes „jenseit von Gut und Böse“ ist.

Das zweite Kapitel, das Goethe's Verhältnis zur Natur behandelt, kann sich bereits organisch auf der im ersten Kapitel gebotenen grundlegenden Betrachtung aufbauen. Goethe's theoretische Philosophie ist immer Naturphilosophie geblieben. Schon Spinoza setzt das Sein, als durch und durch gottbedingt, identisch mit Vollkommenheit. Ueber diesen Pantheismus des Seins hinaus gelangt Goethe zu einem Pantheismus der Wandlung und Fortbildung, das organische Leben ist ihm fortgepflanzt durch das Gesetz der Metamorphose. Siebeck hätte besser gethan, in diesem Zusammenhang mit den Begriffen des Werdens und der Entwicklung vorsichtiger zu operieren, da sie in der modernen Terminologie der Evolutionslehre vorbehalten bleiben, während Goethe zunächst — allerdings unserer Meinung nach nicht für immer — beim bloßen Umschaffen und Verwandeln stehen bleibt. — An der Hand der Metamorphose vollzieht sich fortgesetzt ein Prozeß der Steigerung, dergestalt, daß alles in seiner Art Vollkommene über seine Art hinausgehen muß. Unter Metamorphose versteht Goethe eine stufenweise erfolgende Hervorbildung neuer Organe aus schon vorhandenen, sodas die später entwickelten Bestandteile sich als Umformungen eines Grundorgans

aufweisen lassen. Goethe gelangt schon in seinen naturwissenschaftlichen Schriften bis zu dem Gedanken eines genetischen Zusammenhangs zwischen dem Pflanzen- und Tierreich sowie zwischen den verschiedenen Gattungen und Stufen des letzteren, mit Einschluß des Menschen. — Siebeck erkennt an, daß Goethe damit einer der bedeutsamsten Vorläufer der Descendenztheorie geworden ist, betont aber sehr scharf, wie viel Goethe noch von ihr trenne. Wir glauben doch, daß Goethe auch nach dieser Richtung fortschritt und daß seine „Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“ — um mit Helmholtz zu sprechen — immer seinen festen wissenschaftlichen Hypothesen voraus waren. Manche Wahrheit ging ihm zunächst als dichterisches Symbol auf. So möchten wir die Rolle des Homunculus in der klassischen Walpurgisnacht denn doch als weitergehende Annäherung an die Entwicklungslehre in Anspruch nehmen. Siebeck beruft sich darauf, daß Homunculus den menschlichen Typus ja bereits besitze. Aber andererseits entspricht sein Werdegang doch ganz der Evolution der natürlichen Arten. Zunächst giebt Thales die Weisung:

„Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.“

Alsdann stellt er mit bezeichnenden Worten Homunculus vor:

„Es fragt um Rat und möchte gern entstehn.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.“

An Proteus' gewiesen der ja das Geheimnis wechselnder Gestalt besitzt, vollführt Homunculus den ihm hier zu Teil werdenden Rat:

„Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.“

Schon hier wird doch das Protoplasma im Meere als erste Stufe organischen Lebens hingestellt; und als urzeugende Macht kommt die Liebe zur Geltung, wenn das Meer, in das Homunculus seine Lebenskeime ergießt, lodert,

„Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt,“

und der Schöpfungshymnus in den Jubelruf mündet:

„So herrsche denn Gros, der alles begonnen!“ —

Bevor Siebeck von Goethe's Verhältnis zur Natur scheidet, läßt er uns Goethe's Farbenlehre in ihrem Zusammenhang mit Goethe's Methode wie in ihrem Zusammenhang mit Goethe's Methode wie in ihrem Vorurteil erkennen. Trotz Goethe's Irrtum im einzelnen bleibt es bedeutsam, wie er immer auf eine Gesamtanschauung der Natur ausgeht und wie seine wissenschaftliche Weltbetrachtung mit seiner künstlerischen zusammenfällt.

Gott und Welt sowie die Religion rückt das dritte Kapitel unter Goethe's Betrachtung. Freilich bezeichnet er als das schönste Glück des denkenden Menschen, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“. Der Glaube ist ihm nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens, — aber doch die notwendige Grundlage aller höheren geistigen Thätigkeit: „Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend.“ Sucht doch Goethe's gesamte Naturforschung im Veränderlichen ein Ewiges. — Seine Lehre von den unvergänglichen Kräfteinheiten, den Entelechieen, ist ihm eine Gewähr der Unsterblichkeit. Daß Goethe dem Anspruch auf Unsterblichkeit eine Beschränkung giebt und diejenigen ausschließt, die nicht eigenwertig genug sind, um ein höheres persönliches Dasein zu gewinnen, sehen wir durch den Schluß der „Helena“ nicht bewiesen. Wenn sich

dort die Dienerinnen der Königin gegen die Rückkehr zum Hades sträuben und sich in die Naturelemente auflösen, will ihnen der Dichter nicht sowohl eine minderwertige als vielmehr eine echt griechische Unsterblichkeit zu Teil werden lassen. Bekennt er doch selbst: „Auf den Gedanken, daß der Chor nicht wieder in die Unterwelt hinab will, sondern auf der heitern Oberfläche der Erde sich den Elementen zuwirft, thue ich mir wirklich etwas zu gute.“ — Goethe's eigene Religiosität ist pantheistisch, allerdings gefühlsmäßig, nicht bloß intellektualistisch. — Sehr verständnisvoll handelt Siebeck von Goethe's Begründung des Übels und des Bösen: Besonders aus dem „Faust“ erhellt, daß nach des Dichters Meinung die Welt zu ihrem Dasein und ihrer Entwicklung der Gegensätze nicht entbehren könne. Eine Welt ohne das Schlechte wäre zugleich eine solche ohne das Gute; sie wäre moralisch indifferent, und menschliches Glück im Grunde nicht verschieden von dem sinnlichen Wohlbehagen des Tieres. — Mit Umsicht verweist Siebeck auf christliche Züge in Goethe's Dichtungen. Freilich erschien dem Dichter unter den Eindrücken der romantischen Kirchlichkeit das historische Christentum minderwertig; besonders gegen das asketische Element des Katholizismus sträubt er sich. In seinem religiösen Bewußtsein ist die Ueberzeugung von dem Beruf des Menschen zu lebensfreudiger Bethätigung ein wesentlicher Faktor. Jedenfalls sind der Goethe'schen und der spezifisch christlichen Weltanschauung zwei Momente gemeinsam: die Ueberzeugung, daß die Welt aller Orten durchdrungen und getragen ist vom Wesen und der Kraft Gottes, und der nachdenkliche Blick auf die Existenz von Leiden, Sünde und Tod in dieser Welt. Nur liegt eine absolute Entwertung des Weltlichen zu Gunsten des Ueberweltlichen oder Jenseitigen Goethe ganz fern.

Im Vordergrund seiner Ethik und Lebensanschauung, die das vierte Kapitel würdigt, steht das Gebot der Thätigkeit. Diesen ausschlaggebendem Faktor in der Weltanschauung namentlich des greifen Goethe aus dem Zusammenhang seiner ganzen Natur- und Geistesauffassung erklärt zu haben, ist eins der Hauptverdienste Siebeck's. Wir wissen bereits, daß Goethe von der Monadenlehre aus zur Entelechie oder Krasteinheit gelangt. „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben,“ — erklärt er — „ist die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, die weder Raft noch Ruhe kennt.“ Zu seinen Grundüberzeugungen gehört aber, daß, worin das Wesenhafte und Eigenartige einer Gattung oder einer Individualität besteht, darin auch ihre Bestimmung und Aufgabe beschlossen ist. Leben ist Thätigkeit: folglich ist wahres Leben für den Menschen nur dann verwirklicht, wenn es sich zu einer zusammenhängenden Thätigkeit gestaltet. Daher so zahlreiche Aussprüche Goethe's zum Preis der Thätigkeit. Am umfassendsten als Zubegriff der Lebensweisheit, als der Weisheit letzter Schluß ist sie bekanntlich in den beiden Lebenswerken „Wilhelm Meister“ und „Faust“ dargestellt. Wir möchten daran erinnern, daß der „West-östliche Divan“ diese Forderung unmittelbar mit religiöser Weihe umkleidet:

„Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.“

Einen Seitenblick wollen wir nicht unterlassen: Schöpft man so aus dem Wollen der Goethe'schen Weltanschauung, dann läßt sich ohne weiteres das Vage und Unverständige der von Hermann Türck neuerdings in Umlauf gesetzten Hypothese erkennen: der tägliche Kampf ums Leben, auf den Faust

scheidend sein Volk verweist, solle seinen Abfall ins Philisterium mit dessen kleinlichen Alltagsorgen bezeichnen! und eigentlich habe Faust nun seine Wette verloren, sei eigentlich dem Teufel verfallen! — In welchem Maße für Goethe rüstige Thatkraft sittlich-religiösen Wert annimmt, erhellt auch aus seinem Geständnis, Reue über Unrechtes oder Verfehltes habe nur dann einen Wert, wenn der Mensch erkennt, „daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erheben vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sei.“ — Siebeck verfolgt das Thatproblem natürlich vor allem eingehend im „Faust“. Hätte er das Werk nicht sowohl isoliert als vielmehr in litteraturgeschichtlichem Zusammenhang betrachtet, würde die entscheidende Wendung, die Goethe dem Faust-Problem giebt, noch weit bedeutsamer hervorgetreten sein. Die älteren Bearbeitungen der Sage überantworten Faust der Hölle, weil ihnen der blinde Glaube als einziges Mittel der Befeligung gilt. Erst Lessing will in seinen Faust-Plänen den Helden erlösen, indem er ihn als Vorkämpfer freier Wissenschaft auffaßt. Nun kann man sagen, daß Goethe's „Faust“ da ansetzt, und zwar polemisch ansetzt, wo der Lessing's aufhört: mit dem Triumph wissenschaftlicher Forschung. Vom Kopfwissen angeekelt, sucht Goethe's Faust ein unmittelbares Verhältnis seines Gefühls zur Natur. Die in Mephistopheles, dem Diener des Erdgeistes, einseitig herausgestellten irdischen Instinkte spiegeln ihm das Glück im Genuß des Lebens. Faust aber findet in keinem Genuß dauernd Befriedigung, findet ein „hohes Glück“ nur in dem rastlosen täglich neuen Kampf um Freiheit und Leben; nur der Ausblick auf solche fruchtbringende Thätigkeit verschafft ihm den Genuß eines „höchsten Augenblickes“. — Mit eindringendem Verständnis legt Siebeck die Stellung Goethe's zum Verhältnis des Sinnlichen und Geistigen dar. Im Gegensatz zu Kant und Schiller liegt für ihn die Bestimmung des Menschen nicht einfach in der Ueberwindung der Sinnlichkeit; für ihn tragen die beiden Glieder jenes Gegensatzes nur in ihrer Vereinigung und Ausgleichung, in ihrer Harmonie dazu bei, die Urform des Menschlichen zu gestalten. Der Ausgleich des Sinnlichen und Geistigen ergiebt ihm erst die Normalität des menschlichen Wesens, die echte Humanität. In die Tiefen des Goethe'schen Geistes führt der Verfasser auch mit der Herleitung des Individualitätsbegriffes. Die Individualität ist für Goethe sowohl auf naturwissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiet das Urphänomen des Menschen, das durch die Handlungen der Person zur Anschauung kommt.

„Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Ja, für Goethe gilt die individuelle Persönlichkeit als ein berechtigtes Moment im Weltgeschehen neben der moralischen Weltordnung, und er verteidigt das Titanische Persönlichkeiten wie Napoleon und Byron. — So erklärt sich auch seine ursprüngliche Stellung zur Erziehung des Menschen: diese soll darauf bedacht sein, sich an die Reigung und Anlagen anzuschließen, die Individualität auszubilden. Allerdings wäre darauf zu verweisen gewesen, daß nur „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ die Erziehungsfrage in diesem, vom Abbé vertretenen Sinne lösen, während die „Wanderjahre“ mehr der Richtschnur Nataliens folgen: es sei nötig, gewisse Gesetze auszusprechen, und

beinahe besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt! — Den Goethe'schen Freiheitsbegriff erörtert der Verfasser ebenfalls im Zusammenhang mit der Individualität. Von der individuellen Anlage kann sich der Mensch zur Persönlichkeit erheben nur vermittelt eines durch alles Entschließen und Handeln hindurchgehenden Willens. Der Mensch ist das Produkt von Eigenwesen und äußeren Umständen; unser Streben muß dahin gerichtet sein, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen. Die innere Freiheit ist das Wesen der „stillen Seele“; sie führt durch Resignation zur Liebe für die Dinge und die Menschen. Wenn Siebeck im Anschluß daran die sozialen Ansichten Goethe's erörtert, muß er natürlich auch die Frage heranziehen, was der große Dichter-Denker unter Freiheit im sozialen Sinne verstanden wissen will. In den „Wanderjahren“ zunächst erscheint sie als die Fähigkeit, daß jeder die ihm angemessene Thätigkeit ungehemmt betreiben kann. Ueber den patriarchalischen Sozialismus dieses Romans führt aber der Schlußakt des „Faust“ merklich hinaus. In den Auslassungen hierüber scheint uns einmal Siebeck's eigene Auffassung vor die Goethe'sche gedrängt. So kommt die eigenartige Identität sittlicher und sozialer Freiheit, wie wir sie in Faust's Prophetie ausgesprochen finden, nicht anschaulich zur Geltung: eröffnet Faust doch ausdrücklich:

„Räume vieler Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig=frei zu wohnen.“

Und indem er an den „Gemeindrang“ einer „kühn-ernstigen Völkerschlacht“ appelliert, findet er seiner tiefen Weisheit letzten Schluß:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Von solcher erobernd vordringenden sozialen Kühnheit träumt Faust-Goethe, wenn er will

„Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.“

Wir meinen hier den bedeutsamen modernen Gedanken herauslesen zu müssen, wie sich soziale und sittliche Freiheit gegenseitig bedingen: durch freie Entfaltung der Fähigkeiten, durch freie Thätigkeit zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit — durch freie wirtschaftliche Selbständigkeit zur Unabhängigkeit vom Willen anderer, zur Selbständigkeit des Charakters, zur freien Persönlichkeit!

Die Ueberzeugung Goethe's von dem Eigenwert der Persönlichkeit nimmt Siebeck's Schlußbetrachtung mit gutem Grund als spezifisch deutsch in Anspruch. Aber nicht nur als Verkünder dieses idealsten unserer Güter — meinen wir — bleibt uns Goethe auch weiterhin vorbildlich. Trotz der künstlerischen Grundlage seiner Weltanschauung wächst er zu klarer, weitblickender Erkenntnis der sozialen Aufgaben des modernen Staatswesens empor und mahnt, uns nicht in kleine Mittel zu verlieren, jedenfalls über den Einzelmitteln nicht die großen Gesichtspunkte sozialer Reformen aus dem Auge zu lassen: wirtschaftliche Energie des Gesamtvolkes in großem Stil, kühn vordringenden Eroberermut, — durch Thätigkeit zur Freiheit, durch Gemeindrang zum Wohl jedes einzelnen Volksgenossen! Ohne rastlose Arbeit kein Glück, keine Erlösung vom Uebel:

„Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Seine dein künftig Zauberwort.“ —

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

E. W.